

SOPHIE CALLE, Künstlerin

© 2007 BY RENÉ AMMANN, ZÜRICH

SOPHIES WELT

Die französische Künstlerin Sophie Calle lässt sich als Zimmermädchen anstellen, um die Schränke der Gäste auszuspionieren und ihre Tagebücher zu lesen. Sie verfolgt, als Detektivin ohne Auftrag, wochenlang fremde Leute. Ihr abenteuerliches Leben hat den amerikanischen Autor Paul Auster zu einem Roman inspiriert. Ein Teil der Werke der Sophie Calle ist bis 19. Februar (1995) in Lausanne zu sehen.

Sophie Calles Grosstante, Valentine Sounay, begann zu leben, als ihre ältere Schwester starb. Da war sie 93 Jahre alt. Sie war von Kindesbeinen an unter der Fuchtel ihrer Schwester und ledig geblieben und blühte erst nach deren Tod auf. Für drei Jahre. Mit 96 wurde Valentine Sounay selber des Lebens müde. Doch ein Ziel wollte sie erreichen: 100 Jahre alt zu werden.

Als sie in der Agonie lag, kurz vor ihrem 100. Geburtstag, fragte sie: "Wie viele Tage sind es noch?" Es waren noch sechs. Sie murmelte: "Ich halte durch. Ich halte durch." Valentine Sounay starb am Tag, als ihr Jahrhundert voll war. In ihrer Todesanzeige war, wie von ihr gewünscht, der Bibelspruch zu lesen: "Sie hat getan, was sie konnte."

Ihrer Grossnichte Sophie Calle hatte Valentine Sounay ein Leintuch geschenkt, bestickt mit Blumen und den Initialen S. C. Als ein Freund im Sterben lag, brachte sie ihm das Leintuch in der Hoffnung, es würde ihn mit der Kraft der 100jährigen stärken.

Diese bittersüsse Erinnerung hat die französische Künstlerin Sophie Calle in einem Büchlein, das "Wahre Geschichten" heisst, notiert. Calle schrieb 26 Geschichten auf, die kaum länger sind als 20 Zeilen und so intensiv, dass sie Herz und Hirn ergreifen.

Sophie Calle ist eine merkwürdige Künstlerin. Sie behauptet, sie könne nicht schreiben, und verfasst kurze und trockene Texte voller Geheimnisse und überraschender Wendungen. Sie behauptet, sie könne nicht fotografieren und erzeugt Bilder voller Spannung. Sie behauptet, sie könne nichts erfinden und denkt sich halbsbrecherische Aktionen aus. Ihr Leben inspirierte den

amerikanischen Autor Paul Auster zu einer Figur im Roman "Leviathan". Auster hätte ein Drehbuch zu einem Film über Sophie Calle verfassen sollen und war daran gescheitert. Also webte er den Stoff ihres Lebens in einen Roman ein.

Sophie alias Maria sieht Auster so: "Maria war Künstlerin, auch wenn ihre Arbeit nichts mit der Hervorbringung von Gegenständen zu tun hatte, die man gemeinhin als Kunst bezeichnet. Manche nannten sie eine Fotografin, andere sahen in ihr eine Vertreterin der konzeptionellen Kunst, wieder andere hielten sie für eine Schriftstellerin, aber keine dieser Beziehungen war zutreffend. Ihre Arbeiten waren zu verrückt, zu eigenbrötlerisch, zu persönlich, als dass man sie einem speziellen Medium oder einer bestimmten Richtung hätte zuordnen können. Ihre künstlerischen Aktivitäten entsprangen weniger dem Drang, Kunstwerke zu schaffen, als vielmehr dem Bedürfnis, den eigenen Obsessionen zu frönen: Sie wollte ihr Leben exakt so führen, wie sie es sich wünschte."

Calle selber gibt an, eine "artiste narrative" zu sein, eine erzählende Künstlerin. Ihr Vorbild ist Georges Perec, Autor des Romans "Das Leben. Gebrauchsanweisung". Perec ist der Erfinder der Puzzletechnik in der Literatur. Jeder seiner Texte in seinem Roman "Das Leben" ist ein präzises Puzzlestück, und erst alle Texte fügen sich zu einem Bild. Dieses Bild ist von einer Präzision, die mit jener von Thomas Mann zu vergleichen ist.

Nun hat Sophie Calle die Puzzlemethode nicht als Technik übernommen, sondern als geistigen Ausgangspunkt. Ihr Weg ist geprägt vom Auftauchen, vom Verschwinden und der Spurensicherung. Das gilt für ihr Leben wie für ihr Werk. Sie war Sennerin in den Cevennen, Kellnerin in den USA, Fischerin in Griechenland, Pflückerin in Mexiko. Mit 16 schloss sie sich einer Gruppierung an, die für Mao kämpfte. Mit 18 verließ Sophie Calle Paris und reiste sieben Jahre lang durch die Welt als Autostopperin, die dort schlief, wo man sie zu schlafen einlud.

"Was war ihr Ziel als Maoistin?"

"Ich weiss nicht, was ich wollte."

"Waren Sie ehrgeizig?"

"Nein. Ich glaubte an die Revolution."

"Wie muss ich mir das vorstellen?"

"Wenn ich nicht 1953, sondern fünf Jahre später geboren worden wäre, wäre ich Hippie geworden. Wenn ich zehn Jahre später geboren worden wäre, wäre ich Punk geworden."

"Waren die 60er Jahre wirklich so frei und freizügig?"

"Nicht für mich. Nichts von freier Liebe. Nur Revolution. Ich war extrem pedantisch, seriös und puritanisch."

"Hatten Sie Ideale?"

"Ich glaube, ich hatte keine. Ich habe ein sehr schlechtes Gedächtnis."

Als Sophie Calle mit 26 nach Paris zurückkam, wurde sie Stripteasetänzerin. 18mal pro Abend hat sie sich aus- und wieder angezogen.

"Wie war das, als so viele Männer Sie anstarrten?"

"Ich habe es geliebt."

"Wollten Sie bewundert werden?"

"Ja."

"Geliebt?"

"Ich mochte es einfach."

"Warum haben sie dann aufgehört?"

"Weil das Lokal nur den Winter über geöffnet hatte und ich k.o. geschlagen wurde. Ich wollte keine professionelle Stripteasetänzerin werden, ich brauchte Geld und wollte nicht als Kellnerin arbeiten. In den USA hatte man mir schon einmal angeboten, als Stripperin zu arbeiten, aber ich hatte Angst. Ich dachte, als Feministin kann ich das nicht tun. Ich mochte die Tatsache nicht, dass ich Angst und Scham vor dieser Arbeit hatte. Als ich dann vor diesem Striplokal in Pigalle stand, kam ein Mann. Er muss das Verlangen in meinen Augen gesehen haben. Er sagte: „Willst du das tun?“ Ich hatte noch nie einen Striptease gesehen. Ich sagte: „Ja.“ Er sagte: „Dann komm mit.“ Also zog ich mich aus, ging nach Hause, heulte stundenlang und kehrte am andern Tag zurück, begann es zu genießen. Ich hatte meine Angst überwunden und stand zum ersten Mal auf der Bühne und realisierte, dass mir das gefiel. Ich wählte meine Musik, mein Kostüm, ich trug eine blonde Perücke, ich verdiente gut, aber es fand ein natürliches Ende, als eine Kollegin versuchte mir die Augen auszukratzen, und mit Stöckelschuhen auf mich losging, bis ich bewusstlos war."

Diese Geschichte hat Sophie Calle, in knapper Form, ebenfalls in ihrer Autobiographie geschildert. Der erste Teil handelt von ihrer Jugend und ihrem Erwachsenensein, der zweite von ihrer Ehe.

"Am Dienstag, den 10. März 1992, um zehn vor zwölf Uhr, hat er mir folgende Objekte geworfen: einen leeren Wasserkessel, ein Brotbrett, ein gelbes zweiplätziges Sofa, vier Kissen, eine Monographie von Bruce Naumann und ein schwarzes Telefon, das ein Loch in die Wand schlug. Da habe ich begriffen, dass es Zeit war, das einzige zu tun, was er von mir verlangte: ihm zuzuhören. Um dreizehn Uhr war alles wieder an seinem Platz. Es blieb das Loch in der Wand. Diese letzte Spur habe ich getilgt, indem ich unser Hochzeitsfoto darüberhängte."

Geheiratet hatten Sophie Calle und Greg Shepard zwei Monate vor diesem Ehekrach. Das Paar war für die Hochzeit von New York nach Las Vegas gefahren. Das Jawort haben sie sich vor einer rund um die Uhr betriebenen Drive-up-Autokapelle in Las Vegas. Die Zeremonie war kurz. Das Auto zu verlassen war nicht nötig. Den Segen empfingen die zwei im Sitzen. Die Ehe ist inzwischen

geschieden. Die Reise zur Ehe und darüber hinaus gibt es weiterhin als Video mit dem Titel "Double Blind". Das traute Doppel, Sophie und Greg, ficht darin den Ehekrieg mit den Waffen der Kamera, gerade so "wie ein von Sony gezüchtetes Zyklopenpaar", schrieb die Kunstzeitschrift "Parkett".

"Sie reisen seit Jahren durch die Welt. Sind Sie eine Nomadin?"

"Nicht wirklich, ich bleibe gerne am Ort. Wie lange, das hängt von meiner Stimmung ab, meiner Liebe, meiner Arbeit. Nichts verpflichtet mich zu bleiben. Ich habe keine Kinder."

"Wollten Sie Kinder?"

"Nein. Können Sie mir sagen, weshalb ich welche haben sollte? Es war nie ein Problem für mich."

"Eine Familie zu haben, ist das Ihr Traum?"

"Sicher nicht. Es ist Teil meiner Alpträume. Vater und Mutter, die am Sonntag das Baby spazierenführen, das ist der perfekte Alptraum, den ich mir vorstellen kann."

"Kein Foto im Park vor dem Plätscherbrunnen?"

"Wenn ich daran denke, wird mir übel."

"Welches ist Ihre früheste Kindheitserinnerung?"

"Ein Dreirad, das mir mein Pate zum dritten Geburtstag geschenkt hatte. Meine Eltern lebten in den USA, ich war zu Tante und Onkel in Südfrankreich gegeben worden und kriegte dieses Dreirad. Eines Tages spielte ich mit meiner Cousine am Fenster eines Zimmers, das im ersten Stock lag. Wir spielten Mikado. Sie verlor, wurde böse und schubste mich zum Fenster hinaus. Dieses Erlebnis, dieses Weggestossenwerden, das war ungeheuer stark. Als ich 20 Jahre später in das Haus meiner Verwandten zurückkehrte, bemerkte ich, dass mir das Fensterbrett nur bis zum Knie reichte, es lag nicht so hoch. In meiner Erinnerung aber war ich aus dem ersten Stock gefallen. So verändern wir die Realität, sie wird zu einer Mischung aus Erfundenem und Wahrheit. Als ich sagte, ich sei aus dem Fenster im ersten Stock geschubst worden, log ich nicht, und dennoch war es nicht wahr."

Als Pubertäre entdeckte Sophie Calle ihre eigene Art, Aufmerksamkeit zu erregen. Ihr Vater war ein vielbeschäftigter Arzt, die Mutter lebte in den USA und heiratete einen anderen Mann. Sophie zog mit ihrer Freundin Amélie durch Paris.

"Jeden Donnerstag betraten wir das grösste Warenhaus von Paris. Auf dem Müll hatten wir zwei Koffer gefunden. Unser Spiel ging so: Wir mussten unsere Koffer füllen, sonst durften wir nicht nach Hause. Hatten wir es eilig, klauten wir grosse Sache, wenn nicht, bloss kleine. Eines Tages ging ich allein auf Klautour, wurde beobachtet und zur Polizei gebracht. Von vier Uhr nachmittags bis zwei Uhr morgens behielten sie mich auf dem Posten, weil ich die Telefonnummer meiner Eltern nicht preisgeben wollte. Ich war besessen von dem Gedanken, man

würde mich fotografieren, also hielt ich in all den Stunden die Hände vors Gesicht, obwohl die Polizisten nicht einmal versuchten, ein Bild von mir zu machen. Schliesslich gab ich ihnen die Nummer meines Vaters. Er holte mich ab. Er drohte, Amélie und ich würden beim nächsten Versuch zu klauen ins Gefängnis kommen. Er sagte, er werde einen Privatdetektiv engagieren, der uns ausspionieren würde. Wir glaubten das. In den folgenden sechs Monaten betraten wir das Warenhaus nicht mehr, wir waren viel zu sehr damit beschäftigt, den Privatdetektiv, der uns verfolgte, abzuschütteln."

Sophie Calle nahm die Fäden aus ihren jungen Jahren in mehreren Werken auf. Sie liess ihre Mutter eine Privatdetektei in Paris den Auftrag erteilen, ihre Tochter Sophie zu beschatten. Der Privatdetektiv wusste nicht, dass Sophie Calle wusste, dass er ihren Spuren folgte und als Beweise ihrer Existenz täglich Fotografien und einen schriftlichen Rapport an ihre Mutter zu schicken hatte.

Eines Tages fiel ihr in Paris ein Mann auf. Sie beschloss, ihn zu verfolgen, doch verlor sie ihn rasch aus den Augen. Per Zufall trafen sie sich am selben Abend auf einem Empfang. Der Mann erzählte Sophie Calle, er reise demnächst nach Venedig. Calle stülpte eine Perücke über und lief ihm in Venedigs Gassen hinterher, fotografierte ihn und nahm Notizen. Eines Tages, als sie "müde war, das Spiel allein zu spielen", sprach er sie an: "Ihre Augen, ich erkenne Ihre Augen wieder. Sie hätten sie verdecken sollen!" Vor dem Café "Florian" auf dem Markusplatz trennten sie sich. Sie versuchte ihn zu fotografieren. Er schrie: "Nein, das ist kein Spiel!" Sie fotografierte seinen Rücken. Das letzte Bild schoss sie, nach zweiwöchiger Verfolgung, in Paris, im Gare de Lyon.

"Träumen wir im wirklichen Leben nicht manchmal vom Versteckspiel?" fragte der französische Philosoph Jean Baudrillard in einem Text über diese Aktion: "Welcher Schauer, im Versteck zu sein, wenn man gesucht wird. Welch köstlicher Grusel, wenn man entdeckt wird, und welche Panik, wenn man zu gut versteckt ist und die andern des Suchens müde werden. Es geht also darum, nicht zu gut zu spielen, man muss wissen, wann man sich entdecken lassen muss. Nicht zu früh und nicht zu spät."

Als Sophie Calle in Venedig einmal mehr vor dem Hotel des Mannes gewartet hatte, kam ihr die Idee, sich als Zimmermädchen anstellen zu lassen, "denn so konnte ich sein Zimmer ausspionieren."

Erst ein Jahr später war es soweit. Für die Dauer von drei Wochen betreute sie, als Aushilfe, zwölf Zimmer in der vierten Etage eines Hotels. Während ihrer Arbeitsstunden durchsuchte sie "die Sachen der Reisenden, die Zeichen ihrer Existenz auf Zeit im Hotel, beobachtete ihre Nachfolger im selben Zimmer, beschäftigte mich im Detail mit diesen Leben, die mir fremd blieben."

Sie fotografierte die flüchtigen Spuren der Abwesenden: zerknüllte Laken, Papierkörbe voller Orangenschalen, begonnene Kreuzworträtsel, Tampons,

Cremer gegen Fusspilz, Hosen auf Kleiderbügel, Zahnputzgläser. Sie las Briefe, in denen Mütter sich beklagten, ihre Kinder würden ihnen nicht häufig genug schreiben. Sie erlauschte an den Türen Gesprächsfetzen und Liebesgestöhn und schrieb aus Tagebüchern ab: "Heute nachmittag habe ich einen Film von Steve McQueen gesehen. In Italienisch. Ich trank ein Bier auf dem Platz, und dann versuchte ein Junge mich aufzureissen. Ich werde deswegen heute nacht vermutlich Alpträume kriegen."

Den meisten Geschichten, die Calle inszeniert hat, ist eine Anziehungskraft inne, die das Publikum unmittelbar in ihr Magnetfeld zieht. Die Mischung aus Allgemeinem und Intimem, aus der Lust zur Entblössung und der Lust zum Beobachten, gepaart mit Humor und Charme und einer Sprache in Texten und Bildern, provoziert neue Ansichten zur Welt und Erkenntnisse über sie.

Calle nimmt uns bei der Hand und führt uns zu kleinen Erlebnissen, zu Denkstätten, die so selbstverständlich sind, dass wir sie sofort umarmen, und so fremd und attraktiv zugleich, dass unsere Neugier geweckt ist. Das Wissen, dass alle ihre Inszenierungen wahr sind, erhöht den Grusel; sie sind so wahr wie die Erinnerung der Künstlerin, dass sie als Dreijährige aus einem Fenster im ersten Stock gestossen wurde. Das Fenster lag bloss auf der Höhe des Knies: Es war subjektiv wahr, aber es objektiv unwahr, und Calle hatte dennoch nicht gelogen.

Die Suche nach Wahrheit und Realität, die Hoffnung auf schlüssige Beweise der Existenz, die Frage nach dem, was von Menschen bleibt, was Menschen ausmacht, illustriert eine Inszenierung, von der Sophie Calle selber sagt, sie sei "zu weit gegangen".

Die Geschichte begann im Juni 1983, als Calle in der rue des Martyrs in Paris ein Adressbuch aufhob, das jemand verloren hatte. Es gehörte einem gewissen Pierre D., und die ehrliche Finderin schickte ihm das Büchlein zurück. Aber erst, nachdem sie alle Seiten kopiert hatte.

Die Tage gingen ruhig ins Land, bis die französische Zeitung "Libération" im August 1983 mit dem Abdruck einer Serie begann. In halbseitigen Artikeln erzählten Bekannte des unbekanntenen Pierre aus dessen Leben, erzählten von seinen Träumen und plauderten kleine Geheimnisse aus. So erfuhr das Publikum, Pierre D. habe Flugangst. Er sei vorzeitig gealtert. Er habe in einem Film eine Nebenrolle gespielt, die eines pensionierten Polizisten, der seine Tochter anbrüllt. Er sei Kritiker gewesen, bis er die Filmzeitschrift, für die er arbeitete, aus politischen Gründen verlassen habe. Jetzt schreibe er an einem Drehbuch. Er esse seinen Teller immer leer, schlafe auch bei heissem Wetter nicht nackt, rauche Zigarren. Sein Haar sei in der Woche nach dem Tod seiner Mutter weiss geworden. Er lebe allein in einer chaotischen Wohnung voller Bücher und Videokassetten. Er lasse die Pflanzen verdursten. Er spreche manchmal gespreizt, könne nicht einfach ja sagen, sondern sage, aber sicher, mein Lieber,

mit dem allergrössten Vergnügen, aber gerne, ich bin äusserst geschmeichelt. Er habe eine Frau auf eine Reise eingeladen und ihr gesagt, wenn sie mitkäme, müsse sie sein Bett teilen.

Pierre D. musste in den 30 Texten lesen, man halte ihn für "eine Wolke in Hosen" und "ein Kind, das man auf dem Flughafen vergessen hat". Sophie Calle hatte mit allen Freunden und Bekannten gesprochen und ihre Erlebnisse mit und Eindrücke von Pierre D. aufgezeichnet.

Am Ende schlug die unfreiwillig in die Öffentlichkeit gezerrte Figur zurück. Pierre D. erhob Klage gegen diesen Eingriff in sein Privatleben. Er sei weder ein Fall noch eine Maschine und heisse im übrigen nicht Pierre D., sondern Pierre Baudry, schrieb der Mann. Dem Brief legte Baudry das Foto einer nackten Frau bei. Das Foto, fügte er hinzu, habe er an der rue des Martyrs gefunden. Rache ist süss. Das Foto zeigt Sophie Calle. Sie sitzt auf einem Stuhl. Nackt. "Ich habe keine Ahnung, woher er das Foto hatte", sagt Sophie Calle, "ich denke, ich bin zu weit gegangen. Ich habe ihn mehrmals um ein Gespräch ersucht, aber er weigert sich."

*

Sophie Calle und ich sitzen im Speisewagen. Sie trägt drei Fingerringe. Die Ringe enthalten Haarsträhnen von Menschen, die im 18. Jahrhundert gestorben sind. Familienmitglieder? "Nein, ich sammle Trauerschmuck." Der Zug fährt von Lausanne nach Zürich. In Zürich hält sie eine Vortrag, in Lausanne hat das Musée cantonal des beaux-arts eine Ausstellung organisiert. Der Titel: "L'absence" — über das Abwesende. Gezeigt werden grossformatige farbige Fotos von Kunstwerken, die gestohlen oder zerstört wurden. Auch ein Werk aus der Waadt ist dabei. Es handelt sich um das 1846 in Auftrag gegebene Bild "Major Davel" des Lausanners Charles Gleyre. Es zeigt den Waadtländer Freiheitshelden Davel kurz vor seiner Hinrichtung durch die Berner Vögte. Das heisst, es zeigte Davel, denn das Bild wurde 1980 von einem Vandalen unrettbar zerstört. Calle bat die im Museum arbeitenden Leute, ihr zu beschreiben, wie das abwesende Werk ausgesehen hatte. Sie erinnerten sich an folgendes: "Es war ein ziemlich schwülstiges Gemälde, das mich nicht besonders berührte. Es hing im Korridor, neben dem Bassin mit den roten Fischen." — "Das Bild war sehr farbig, scheint mir. Davel trägt eine rote Weste und einen schwarzen Hut. Der Horizont steht sehr tief, der Himmel ist immens gross. Gab es da noch ein Pferd? Ich bin mir nicht sicher." — "Es war ein sehr grosses Bild, sehr schwer. Es hat gebrannt. Ich erinnere mich daran, weil es in unseren Geschichtsbüchern abgebildet war. Davel besteigt das Schafott, er hebt den Arm. Ein Soldat verdeckt die Augen, um zu weinen..."

Sophie Calle blieb insgesamt drei Tage in der Schweiz. Nach ihrer Abreise befragte ich Menschen, die mit ihr gearbeitet und gegessen hatten, über ihr Bild von der inzwischen abwesenden Künstlerin.

"Sie hat etwas Hartes und etwas Herziges an sich. Als die Equipe vom Fernsehen da war, war sie herzlich. Kaum war die Kamera ausgeschaltet, war sie hart." — "Oh, da bringen Sie mich in Verlegenheit. Nun ja, sie ist keine Künstlerin, an deren Hände Lehm klebt, sie macht viel aus dem, was andere Leute sagen. Ihre Arbeit ist zwar sehr intim, aber man weiss nie, wo sie selber steht." — "Was mich irritierte, war das Kokettieren mit dem Publikum beim Vortrag und beim Essen danach. Sie kennen vielleicht dieses Spiel: Wer schaut länger hin, wer schaut zuerst weg. Ich habe immer verloren." — "Wenn ich an sie denke, leuchtet bei mir eine Warnlampe auf. Man muss wie ein Schlangenbeschwörer sein, sie ist ja nicht ganz harmlos. Im Unterschied zu den meisten, die finden, sie sei ein Monster, finde ich das in keiner Weise. Sie hat diese unendliche Ehrlichkeit, etwas Rührendes." — "Was ich stark fand: Sie sass beim Abendessen nach dem Vortrag mitten in der Kritikerbrut, so bodenständig, so sicher, sie hatte den ganzen Abend im Griff mit ihrem kleinen maliziösen Lächeln auf den Lippen in diesem Teich voller Haifische." — "Sie ist nicht so naiv, wie sie vorgibt zu sein. Ihr Vater war ein berühmter Arzt, Bob Calle, der mit 60 seinen Job an den Nagel hingte und Direktor eines Museums wurde. Auf seine Initiative ist das neue Kunstmuseum in Nîmes gebaut worden. Jetzt wohnt Bob Calle in Malakoff bei Paris, im selben Haus, in dem auch Sophie und der Künstler Christian Boltanski wohnen."

Ein paar Tage nach ihrer Abreise traf Sophie Calle in einem Café in Paris einen Freund von mir. Ich hatte ihm den Auftrag gegeben, Sophie Calle um eine Widmung zu bitten. Ich wollte wissen, was ihr von unserer Begegnung geblieben war. Sie schrieb in ihrer präzisen, runden, kompakten Schrift: "Für René, in Erinnerung an eine Zugfahrt und an viele Fragen, an Fragen, Fragen... freundschaftlich Sophie Calle."

© 2007 René Ammann, Zürich, ammann@zahlenwelt.net. Erstmals erschienen in: Das Magazin, Nr. 2, 14. Januar 1995.